



Aus Freude am Lesen

Gita will nur noch nach Hause – unter die warme Zudecke, den vertrauten Geruch ihres Elternhauses aufnehmen, die Schrecken des Konzentrationslagers vergessen. Doch als die Sechzehnjährige 1945 nach Kriegsende nach Hause ins tschechische Puklice kommt, wohnen Fremde in der Villa ihrer Familie. Gita wird vertrieben, als Staatsfeindin und Nazikollaborateurin verjagt. Erst 60 Jahre später kehrt sie zurück – und fordert Gerechtigkeit.

RADKA DENEMARKOVÁ, geboren 1968, studierte Germanistik und Bohemistik in Prag, wo sie 1997 promovierte. Sie unterrichtet am Institut für tschechische Literatur in Prag, übersetzt aus dem Deutschen (u.a. Bertolt Brecht und Franz Xaver Kroetz) und arbeitet als freie Journalistin. »Ein herrlicher Flecken Erde«, ihr zweiter Roman, wurde mit dem bedeutenden tschechischen Literaturpreis »Magnesia Litera« ausgezeichnet, 2011 erhielten sie und ihre Übersetzerin dafür den erstmalig vergebenen Usedomer Literaturpreis, das Buch wird gegenwärtig verfilmt.

Radka Denemarková

Ein herrlicher
Flecken Erde

Roman

*Aus dem Tschechischen
von Eva Profousová*

btb

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
Peníze od Hitlera im Verlag Vydal Host – vydavatelství, s.r.o.

Die Arbeit an der Übersetzung wurde vom Deutschen Literaturfonds gefördert. Desweiteren wurde die Übersetzung vom Literarischen Colloquium Berlin mit Mitteln des Auswärtigen Amtes und der Kulturverwaltung des Berliner Senats finanziell unterstützt.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Schleipen Werkdruck* liefert Cordier, Deutschland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe März 2014

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © 2006 Radka Denemarková / 2006 Host – vydavatelství, s.r.o.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2009 bei Deutsche Verlags-Anstalt, in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: *semper smile*, München

Umschlagmotiv: © Arcangel Images / Joana Kruse

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

MI · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74671-2

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

Für *Jan Denemark junior.*

Er fürchtet nicht, in die Sonne zu sehen.

Und für *Vladimír Volf.*

Er fürchtete nicht, in die Sonne zu sehen.

»Stehen wir denn nicht zu allen unseren Figuren mehr oder weniger in diesem Verhältnis: Das bin ich, möge Gott mir verzeihen?«

Graham Greene

»Der Mensch denkt und Gott lacht.«

Jüdisches Sprichwort

Keine Ähnlichkeit ist zufällig.

All diese Geschichten sind passiert. Ich weiß immer noch nicht, warum.

PROLOG

Mit einer grünen, spitz zulaufenden Schaufel gräbt Denis im aufgeweichten Boden. Nach dem nächtlichen Sturzregen ist die Erde nass, vollgesogen mit Wasser.

Die zierliche Schaufel dringt immer tiefer ein. Mit hervorgestreckter Zungenspitze, die er ab und zu auch gegen den weißen Zaun seiner Zähne mit zwei fehlenden Latten presst, rammt Denis sie tief in den Boden, hilft mit dem rechten Fuß nach und drückt mit voller Kraft auf den Griff. Das Werkzeug kippt nach hinten. Denis wirft die ausgestochene Erde auf den Haufen zu seiner Rechten und patscht mit der Schaufel drauf. Aus dem Haufen wird ein kleiner Grabhügel. Denis liebt das klatschende Geräusch, diese schmierige Masse. Jetzt legt er die Schaufel beiseite und bohrt den Zeigefinger in den Boden. Der Finger verschwindet bis zum zweiten Glied in der Erde, sie umgibt ihn mit einer angenehmen Frostigkeit, kriecht aber auch hinter den Fingernagel, ignoriert die Trennlinie zwischen Fleisch und Nagel, drängt sich dazwischen. Die Erde wird zu einem schmerzhaften Hindernis. Wenn er den Finger mit gleicher Kraft tiefer bohrt, wird aus der Wonne eine Strafe. Denis zieht ihn rasch heraus. Er hält sich den mit Erde verschmierten dünnen Stift vor die Augen, beobachtet ihn neugierig von allen Seiten, presst ihn gegen seine Wange. In einer schwungvollen Bewegung zieht er ihn sich über das ganze Gesicht, verschmiert zuerst die linke, dann die rechte Wange, fährt mit ihm über die Stirn und quer über den Hals, schmiert den kleinen Buckel an der Kehle zu.

Ein lauernder Indianer auf dem Kriegspfad.

Seine verdreckte Hand fasst wieder nach der Schaufel, die grüne Farbe am Griff ist kaum noch zu sehen, die Schaufel schält Schichten von Erde und Lehm ab, der Boden ist von Graswurzeln durchwachsen, die feinen Haare der Wurzeln halten die Erde zusammen, und die Schaufel schneidet sie in dünne Streifen. Nach einer Weile stockt sie, sie verbiegt sich fast und erstarrt über einem widerspenstig harten Hindernis. Denis verändert die Taktik. Er hört auf, das Lehmgryos mit kraftvollen Schnitten der Länge nach zu bearbeiten, und meißelt es mit schnellen Bewegungen fieberhaft ab. Als er außer Atem seine Arbeit beendet, liegt eine schmale Schüssel mit merkwürdigen Ausbuchtungen vor ihm, durchzogen von ausgefransten Rissen und Löchern. Eine weiße Schale. Er holt sie aus der Erde und macht sie sauber. Kratzt den restlichen Schmutz heraus. Spült sie mit seiner Gießkanne ab, auch die ist grün, nur der Rüssel am Brausemundstück ist rot. Zweimal muss er seinen Fund verlassen, um die Kanne mit schmutzigem Regenwasser nachzufüllen. Aus einer alten angerosteten Badewanne, die vor Jahren neben das Erdbeerbeet gestellt worden war, damit Denis im Sommer in ihr planschen konnte. Er dreht die gesäuberte, durchlöcherte Schüssel um. Hält sie sich über den Kopf. Überrascht starrt er in zwei leere Öffnungen. Augenhöhlen.

Es ist ein Schädel. Ein Menschenschädel.

Der fünfjährige Denis trägt ihn vorsichtig aus dem Apfelgarten in seinen Sandkasten.

Die FRAU steht breitbeinig da. Gedankenverloren wischt sie sich die Hände am rot-weiß karierten Geschirrtuch ab. Sie sind längst trocken, aber sie wischt sie immer wieder ab, massiert sie, ungewöhnlich lange, verloren in bruchstückhaften Erinnerungen, die sie zu fangen, einzuordnen

und zu einem Bild zu fügen versucht. Das Geschirrtuch wirft sie auf den mehrfach überstrichenen Küchenstuhl mit abblätternder Farbe neben dem Herd. Sie greift nach einem strahlend weißen Porzellanteller mit blauen Ornamenten, der sich gegen die ländliche Bräune ihres Gesichts abhebt, und bedeckt ihn mit einem gleichmäßigen Kranz von Knödelscheiben. In die entstandene Mulde gießt sie mit einer Silberkelle eine dunkelbraune Soße mit faserigen Fleischklumpen. Sie arbeitet ganz vorsichtig, damit die weiße Reinheit der Knödel nicht zerstört wird.

Den dampfenden Teller stellt sie im Esszimmer vor den Mann, der sich bereits das müde Gesicht gewaschen und die Ärmel seines blau-weißen Flanellhemds hochgekrem-pelt hat. Der Mann isst gierig und wortlos. Die FRAU sitzt neben ihm und beobachtet den schwarzen Flaum auf seiner massiven Hand mit den abgebrochenen Fingernägeln, auf dieser geliebten Hand, die ungelenkt mit dem silbernen Löffel hantiert. Wie ein nie erlahmender Bagger, der im Teller die Ablagerungsschichten beseitigt.

Die FRAU steht nur einmal auf, um aus der Küche das vergessene Geschirrtuch zu holen, es liegt auf ihrem Schoß, sie hält es fest, und immer wieder fährt sie damit über ihre rissigen roten Hände. Der Mann wischt mit dem letzten luftigen Knödelstückchen die restliche Soßenspur auf, er folgt ihr sorgfältig, kreist zweimal um den Teller. Erst als der getränkte Bissen in seinem Rachen verschwunden ist, fasst sich die FRAU ein Herz. Sie erzählt dem zufrieden schnaufenden Mann, wie sie heute Denis im Sandkasten beim Kuchenbacken gefunden hat, *Backe, backe Kuchen, gehst du nicht schön auf, hau ich auf dich drauf.*

Der Mann rülpst laut und nimmt einen Schluck Bier aus einer mit Tautropfen beschlagenen Flasche, obwohl vor ihm auf dem Tisch ein speziell für diesen Zweck angefertigtes Glas steht, mit einer ungewöhnlichen Gravierung.

»Warum erzählst du mir das?«

Sie habe Denis beim Kuchenbacken gefunden. Er saß mitten in einem Sandhaufen, um ihn herum riesige, sonderbar geformte Hügel. Dunkelgelb gefärbte Berge mit Vertiefungen und Ausbuchtungen. Wie ein Teig, der vor dem Backen im Ofen aus der Form ausgelaufen war. Voller Andacht schaufelte Denis den nassen Sand in ein merkwürdiges, durchlöchertes Gefäß.

»Wenn er was aus der Küche genommen hat, dann kleb ihm einfach eine. Das nächste Mal verkneift er sich das.«

Die FRAU holt Luft und fährt fort, unbeirrt *ihre* Wörter aneinanderzureihen. Als sie näher an den Sandkasten trat, sagte Denis kein Wort. Er wartete. Er spürte wohl, dass er etwas Kostbares gefunden hatte. Etwas Heiliges. Einen Schatz. Bloß wusste er noch nicht, was für einen. Erregt riss ihm die FRAU seinen wunderlichen Fund aus der verdreckten Hand und brachte ihn in den Schuppen. Denis trippelte schweigend hinter ihr her, zupfte trotzig an ihrem Rock, kämpfte mit ihr. Sie klebte ihm eine.

»Komm endlich zur Sache, Mensch!«

»Das war kein ... normales Ding. Es ist ... es ist der ...«

Als hätte jemand der FRAU den ganzen Knödelkranz in den Hals gestopft und mit der Angst vermischt, die ihre Stimme zum Zittern bringt.

»Du musst das selber sehen.«

»Dann hol es her!«

»Das geht nicht. Du musst mitkommen.«

»Wohin?«

»In den Schuppen.«

Unwillig steht der Mann auf, zieht den gelockerten Gürtel stramm und schnürt die Fettmassen um seine Hüften ein.

»So ein Theater wegen einem blöden Spielzeug.«

Dunkle Nacht.

Sie wird von einem Lichtstrahl zerschnitten, in den zwei Gestalten treten. Sie bleiben auf der Türschwelle stehen. Der erste Hund bellt los. Der von den Nachbarn. Dann das ganze Rudel, das Signal der Wachsamkeit wird staccato durch das Dorf geschickt. Als der erste Hund seinen Irrtum erkennt, gibt er die beruhigende Nachricht an die anderen weiter, und im Dorf wird es still. Erst dann bewegt sich das Paar wieder.

Im Schuppen gibt es kein elektrisches Licht, der Mann knipst das Auge der Taschenlampe an. Haufen von altem Kreppe, den man eines Tages vielleicht noch brauchen könnte, an den sich aber vermutlich keiner mehr erinnert. Zerbrochene Harken und alte Heugabeln. Eine Getreidemühle. Ein Spaten mit gespaltenem Blatt. Eine Strohpresse und ein Handrechen. Ein niedriges Regal mit rausgebrochenen Brettern. Ein hoher, weiß angestrichener Kinderstuhl. Ein dickbäuchiger, ausgeweideter Radioempfänger. Eine Windfège, eine kaputte Kurbelmaschine zur Getreidereinigung. Ein bemalter Bauernschrank mit abblättrender Farbe, der sich nicht mehr schließen lässt; der rechte Türflügel hängt schlapp von der Angel und ist halb auf den Boden gesunken.

Eine hellgrüne Anrichte mit gläsernen Schiebetüren und ausgebrochenen Schubladen ohne Griffe.

Auf der Anrichte thront ein dunkelbrauner Pappkarton mit der Aufschrift Elektrolux, auf ihm ein altes Buch mit Ledereinband als Beschwerung. Die FRAU reißt dem Mann die Taschenlampe aus der Hand. Sie ist von der braunen Pappe so in Bann geschlagen, wirkt so von Sinnen, dass der Mann seinen Protest hinunterschluckt. Sie nähert sich dem Karton. Der Mann stolpert über einen umgekippten Stuhl mit zerfetztem Flechtsitz.

»Was soll der Mist, ich hab keine Lust, mir hier wegen solchem Blödsinn den Hals zu brechen.«

Die FRAU hält schweigend inne. Schweigend reicht sie dem Mann die Taschenlampe, schweigend fasst sie nach dem ledergebundenen Buch und wirft es auf den Boden. Feierlich klappt sie die Flügel des papierenen Verstecks auseinander und tritt einen Schritt zurück. Schweigend bedeutet sie dem Mann, er soll einen Blick hineinwerfen. Sie wartet.

»Jetzt guck schon!«

Der Mann spuckt aus.

»Ich komm mir wie 'n Idiot vor.«

Er langt hinein, fischt einen harten weißen Gegenstand heraus. Mit der Taschenlampe leuchtet er auf eine unregelmäßige Kugel mit zahlreichen Nähten. Dreht sie um und erstarrt, der Lichtstrahl der Taschenlampe hebt die Konturen der verhärteten Teile und die Nähte hervor, dunkle leere Vertiefungen kommen zum Vorschein. Augenhöhlen. Das Skelett eines Kopfes. Mit einer heftigen Handbewegung wirft der Mann den Schädel in den Karton zurück.

»Scheiße, Scheiße, Scheiße. Wo hat er das her?«

»Er sagt, er hat es im Garten ausgegraben.«

»In welchem Garten?«

»In welchem wohl. In unserem. Am Anfang vom Apfelgarten, wo die Renetten und die Himbeeräpfel stehen.«

Der Mann räuspert sich trocken, spuckt auf den Boden.

»Und hat er ... also beim Spielen ... hat er nur das hier ausgebuddelt oder noch weiter herumgeschnüffelt?«

»Nur das.«

»Und was starrst du mich so an, was glotzt du so, vielleicht gehört das ja zu so einem Dings, so einem Neanderterer, wie man sie heute ständig findet, stand doch neulich in der Zeitung. Wie kommst du drauf, das könnte ...«

»Was sollen wir tun?«

Der Mann hält inne. Jetzt ist nicht der Moment, lang herumzureden. Sie beide brauchen sich nichts vorzumachen. Das erkennt er nicht nur an ihrer entschlossenen Haltung,

sondern auch an ihrer zitternden Stimme. An ihren feuchten Augen. Der Mann wechselt zu konstruktiver Sachlichkeit.

»Wir müssen nach dem Rest suchen. Er soll dir sagen, wo er das gefunden hat. Denk dir irgendein Märchen für ihn aus.«

»Er schläft doch.«

»Dann weck ihn auf!«

Eine halbe Stunde später steht Denis am Fenster seines geräumigen Zimmers im ersten Stock hinter einem Schleier von Gardinen. Er bräuchte sich gar nicht zu verstecken, dazu sind die beiden da unten zu sehr von ihrer Arbeit gefangen genommen, fühlen sich durch die Dunkelheit geschützt. Aber Denis sieht sie. Er sieht, wie der Mann und die FRAU an der Stelle, wo er *seinen* Schatz gefunden hat, eifrig die Erde wegschaufeln, den Boden um *seinen* Schädel herum umpflügen, die Schlafstätte des unbekanntes Wesens abtasten. Über ihnen rascheln die Blätter der Apfelbäume, in einem Monat werden sie abgefallen sein, wie sie jedes Jahr abgefallen sind und sich mit Erde vermischt haben, den Schläfer zugedeckt haben. Mit ihm zusammen moderten sie, bis Denis den Schlafplatz entdeckt hat. Denis war es, der ihn entdecken sollte, auf ihn hatte er gewartet. Der Mann und die FRAU ziehen gebogene Stangen und weiße Stöcke aus der Erde hervor, einen merkwürdig geformten Korb. Da strauchelt die FRAU auf einmal, lehnt sich gegen einen Apfelbaum und übergibt sich.

Denis sieht zu, und sein Trotz wächst. Diese Spielsachen gehören *ihm*, *er* ist der Entdecker. *Er* hätte diese Dinge eins nach dem anderen ausgraben sollen. Sie haben ihn bestohlen. Das sind *seine* Spielsachen. Morgen holt er sie sich zurück. Denis ist müde, seine Augen fallen zu. Er trippelt zum Bett, legt seinen Teddybären neben sich und deckt sich zu. Bevor ihn der Schlaf ganz übermannt, malt er sich

aus, wie das gefundene weiße Spielzeug neben ihm liegen und aus seinen Vertiefungen ein buntes Feuerwerk fremder Märchenwelten lodern wird.

Dieses Bild wird Denis' kindliche Fantasien noch lange begleiten. Erst zwei Jahre später wird es von der Geburt seiner Schwester Nataša übermalt und verdrängt. Als er die Zartheit und Schönheit des *lebendigen* menschlichen Körpers entdeckt.

DIE ERSTE RÜCKKEHR

Sommer 1945

Frostige Kruste

Seit der Rückkehr von *dort* lebe ich wie unter einer dicken Eisschicht, auf der alle anderen ausgelassen Schlittschuh laufen, mit fröhlich glühenden Wangen. Ich aber liege tief unterm Eis. Bin unsichtbar. Einsam. Eine Spur nur von mir. Machtlos. Verurteilt zu warten, wer die abschließende Handbewegung ausführt, den Punkt hinter den misslungenen Satz setzt, den dünnen Strohalm zertritt, der sich hervorschiebt. Der in die frostige Kruste eingefroren ist.

Ich kehre nach Hause zurück. In dem irrigen Glauben, dass es immer noch mein Zuhause ist. Stechende Hitze. Ich meide selbst die staubigen Feldwege. Aus einem kaum begründbaren Selbsterhaltungstrieb heraus. Jetzt kann ich doch wieder in der Mitte gehen. Mit den anderen zusammen auf den vor Hitze brodelnden Asphaltstraßen marschieren. Ich brauche keine Angst mehr zu haben. Der Krieg ist vorbei.

Doch lieber behalte ich meine Angst.

In der Ferne erahne ich den erhobenen Finger der Kirche, das Rot der gedrängten Dächer und das lang gezogene Dachgewölbe vom Schlösschen, die Gebäude von unserem Gutshof. Ich schleppe mich durch die Straßengräben, lasse meine Beine von feurigen Brennesseln peitschen, von diesen kleinen grünen Sägen, wie Mama sie nannte, *Ich säge Holz in Scheite klein, die Mutter heizt den Ofen ein*, das haben wir gesungen, gebeugt über unsere Kin-

derhände, die mit Mamas schlanken Flügeln verschränkt waren. Die hervortretenden blauen Adern am Handgelenk, die konnte sie nicht verbergen, für die pulsierende Rohrleitung des menschlichen Körpers wurde noch kein Abdeckstift erfunden. Abends glänzten ihre Hände von duftendem Fett. Mit einer speziellen Creme durchmassiert, ruhten sie nachts.

Tagsüber ruhten sie eigentlich auch.

Meine Knie zittern.

Ich sacke zusammen im platt gedrückten, trockenen Gras. Unter der hoch stehenden Sonne. Sie greift nach mir. Unbeirrbar. Torpediert das entblößte Weiß meiner Arme und Beine mit einer Kaskade heißer Nadeln. Ich bin ein leichtes Ziel. Jeder sucht sich sein Ziel. Und findet es auch. Immer gibt es jemanden, der eine Stufe tiefer steht. Wehrloser ist.

Und ungeschützt.

Ich beobachte die in Bewegung geratene Erde. Von oben sieht sie ruhig aus. Unbewegt. Von Nahem betrachtet, herrscht eine nervöse Panik. Insekten. Ameisen. Laufkäfer. Ein Eichenbockkäfer. Grillen. Asseln. Ein Marienkäfer. Ein grüner Grashüpfer. Fliehende Spinnen. Während ich oben in der Sonnenhitze verglühe, versuchen sie unten den kalten salzigen Tropfen auszuweichen, die ich nicht aufzuhalten vermag. Alles, was da krabbelt und kriecht, wird vom salzigen Sturzregen getötet, von meiner Trauer ertränkt, der beißenden Trauer der eigenen Ohnmacht. Nichts wird so sein wie früher. Nie wieder werde ich *ihre* Haut berühren. Die Haut, die lebendige Körper schützt. Nie wieder werden wir zusammen sein. Und auch wenn wir es wären... Wo würden wir unsere unmittelbare Vergangenheit ablegen? Wie würden wir die Grube verlassen können, aus ihr herausklettern, uns in die Freiheit hinauslügen? Aus dieser

Grube, in der meine Familie stecken geblieben ist. Meine Kindheit. Was alles dort stecken geblieben ist ... Es ist alles dahin, hör schon auf zu weinen, es ist alles dahin.

Unser Gutshof ist geblieben. Mauern, hinter denen ich unterschlüpfen und mich wappnen kann, hinter denen ich zum Boden sinken werde, um wieder auf die Beine zu kommen, Mauern, hinter denen mich glückliche Erinnerungen stärken werden. Mauern, hinter denen ich unterschlüpfen und mich wappnen kann, hinter denen ...

Die Erde bricht auseinander. Ich wälze den Kopf hin und her. Sein schweres Gewicht zerdrückt eine fliehende Ameise. Mit meiner Stirn walze ich ihren toten Körper platt; sie ist das Todeszeichen, das auf meinem Gesicht prangt. Mit meinen Fingern umklammere ich Grashalme, reiße sie in Büscheln aus. So lange, bis der Drang zu schreien vergeht, die Sehnsucht, mit den Fingernägeln meine Unterarme zu zerkratzen, die Nägel tief in die Haut zu bohren und sie dort stecken zu lassen, die Lust, mit bloßer Hand auf einen spitzen Nagel zu schlagen, ein Glas zu Staub zu zerdrücken. Ich reiße unschuldiges Gras aus. Spitzwegerich. Weiße Kamille. Wilden Majoran. Bis mich endlich die Müdigkeit übermannt und ich erschlafe.

Die Sonnenlava sticht mir in die Augen. Ich liege auf der linken Seite. Zusammengekauert. Mit den Knien unterm Kinn. Wie ein Fötus im Mutterleib. Vielleicht habe ich ein paar Minuten geschlafen. Vielleicht bin ich auch bewusstlos geworden. Die Sonne brennt und versengt meine rechte Wange. Die linke ist kühl von der tränengetränkten Erde. Ich stehe auf. Fühle mich wie erschlagen. Meine Finger zupfen Bluse und Rock zurecht. Ohne Erbarmen fegen sie die hängen gebliebenen Grashalme herunter. Fummeln am Rocksäum. An der Stelle, wo die Naht aufgegangen ist, schlüpfte ich mit dem Zeigefinger hinein. Wie in einen Fingerhut. Ich befeuchte den Stoff mit Speichel. Meine Kehle

ist ausgetrocknet. Mit dem Fingernagel, vom angefeuchteten Stoff umhüllt, kratze ich die rostroten eingetrockneten Reste des Ameisenkörpers von meiner Stirn, scheuere meine Stirn blank. Der Rock folgt meiner Bewegung, stülpt sich um und bildet einen Trichter um mich. Einen Schutzpanzer. Von der Taille an nach oben. Noch einmal feuchte ich den Stoff an. Schlage den Trichter wieder zurück. Und gehe in die Hocke, um meine verstaubten Schuhe mit der großen Schnalle zu polieren. Die mir die verängstigte Tante Ottla in Prag gegeben hat. Sie wollte mich begleiten. Ich habe getobt und bin ihr weggelaufen. Nach Hause kehre ich allein zurück. Bin doch schon erwachsen.

Als mein Blick auf das grellgrüne Gras im Straßengraben fällt, auf dem gammelig rote Kirschen von einer Horde Wespen traktiert werden, muss ich mich fast erbrechen.

Das Dorf scheint menschenleer zu sein. Keiner kommt aus den kleinen weißen Häusern herausgelaufen, wie ich es mir erträumt habe. Keiner heißt mich willkommen, keiner nimmt mich in den Arm, keiner spricht mir Mitleid aus. Lädt mich zum Essen ein. Bei dem Gedanken, dass niemand überlebt hat, überfällt mich Panik ...

Vielleicht interessiert dieses kurz geschorene Wesen niemanden, weil es nicht an Papas Hand geht. Neben ihm marschiert kein hoch geschätzter, schlaksiger Mann mit Hut auf dem Kopf. Der Mann, der das ganze Dorf in Aufruhr brachte, wenn er auf seinem großen Motorrad unter dem dunklen Dröhnen des Motors die Dorfstraße entlangfuhr. *Originalprodukt Böhmerland*, erklärte er begeistert und stolz den neugierigen Männerblicken. Er ließ sie das Monster anfassen, ausprobieren, auf ihm das Schlösschen umrunden. Einen nach dem anderen. Den verschreckten Friseur Klein hat er sogar persönlich gefahren; der ruckelte auf dem Beifahrersitz mit seinem Rasiermesser in der Hand,

eingefroren in der Haltung eines beflissenen Dieners. Damals jagte mir das dröhnende Monster Angst ein, das Reisemodell konnte außer dem Fahrer noch zwei Personen transportieren. Als Mama nach ihrer ersten Fahrt abstieg, stützte sie sich auf Papas Hand, um das Gleichgewicht zu halten. Ihr war schwindelig. Beim Anblick eines Ölflecks an ihrem neuen, maßgeschneiderten cremefarbenen Kleid erschrak sie und flüsterte Papa aufgeregt ins Ohr *Ich will nicht wie die Duncan enden*. Zu seinem Unmut setzte sie sich danach nie wieder auf das wunderliche Modell. Ich aber. Damals sind sie vor ihre Häuser hinausgerannt, sie haben gewinkt, sich verneigt. Gelacht und gewinkt. Vielleicht nur gelacht. Das Monster jagte mir Angst ein, und heute wünsche ich mir nichts sehnlicher, als hinter meinem Rücken den dröhnenden Donnerschlag des Motors zu hören, ihm rasch ausweichen zu müssen. Den Ölfleck auf dem cremefarbenen Kleid wiederzusehen.

In mein Hirn schiebt jemand ein Foto ein, es bleibt stecken. Das Motorrad wird auf beiden Seiten von einem Erwachsenen bewacht. Mama hat ihr cremefarbenes Rüschenkleid an, mit der rechten Hand hält sie ihr Hütchen fest. Papa, breitbeinig und in einem schwarzen Anzug, stützt sich mit einer Hand am Motorrad ab, die andere liegt lässig auf der Hüfte. Auf dem langen Sitz hocken wie im Zuschauerraum mit verschränkten Beinen meine Geschwister. Rosalie. Adolf. Zwischen den beiden ich. Die Patentknöpfe des blauen Samtkleids, das ich mir eilig übergezogen habe, sind offen. Adin macht sich lustig.

»Na, da hast du dich aber schnell angezogen.«

In meinen Haaren eine riesige Schleife.

»Ein Schmetterling sitzt auf deinem Kopf«, sagte Mama und fuhr mit dem Kamm durch meine Haare, »wir helfen ihm, seine Flügel richtig zu entfalten.«

Im Apfelgarten bleibe ich stehen. In unserem Apfelgarten.
Ich bin zu Hause.

Mein Herz trommelt heftig in der Brust. Eine unsägliche Hitze, und ich höre nicht auf zu frösteln. In jedem Quadratzentimeter hier spüre ich die Anwesenheit meiner Liebsten. Die Anwesenheit des Lebens, das ich gelebt habe. Jetzt bin ich nur Beobachterin. Ich finde aber schon noch eine Möglichkeit, damit zurechtzukommen.

Ich muss mir einen Ruck geben. Meine zitternden Augenlider unter Kontrolle bringen. Nicht vor dem Ziel zusammenbrechen, nicht wie vor einer Stunde. Dort. Auf der gleißend hellen Wiese unweit vom Straßengraben mit den knorrigen Kirschbäumen. Alles wird gut, ich bin in Sicherheit, das Junge rettet sich ins Nest. Meine Finger berühren die Blätter der Apfelbäume, schieben die Zweige auseinander, fahren zärtlich über die Holzplatten des Gartenpavillons. Ich überquere den großen, mit polierten Steinen gepflasterten Hof. Vor mir die geschnitzte Eingangstür mit ihrem besonderen Beschlag. Zu Ornamenten verflochtene Schlangenkörper, von Mama entworfen. Und liebevoll angefertigt von dem jungen Schmiedegehilfen Ládínek Stolař.

Meine steifen Finger umklammern die schwarze Metallkante der Klinke, verdecken die ineinander verschlungenen Schlangenkörper. Mit vollem Gewicht lehne ich mich gegen die Tür. Sie ist nicht verschlossen.

Ich trete ein.

Mit einem unbarmherzigen Schlag trifft mich die Hoffnung direkt zwischen die Augen. Auf dem hohen Garderobenständer in der Halle hängt Papas Hut, er hängt immer noch da, seit es Papa *damals* nicht geschafft hat ihn aufzusetzen, obwohl er nie ohne Kopfbedeckung aus dem Haus ging. Nie. *Damals*, als er keine Zeit mehr hatte ihn aufzusetzen, hat ihn die Gestapo abgeholt. Wie gelähmt sahen

wir zu. Wie er auf die Ladefläche des kleinen Lastwagens kletterte, wo bereits andere saßen; sie rückten zur Seite, um ihm Platz zu machen. Was für eine Schmach. Wie gelähmt beobachteten wir auch Mama, warfen ihr hilflose Blicke zu. Sie weinte nicht, schimpfte nicht, geriet nicht in Panik. *Dieser Sturkopf, ich habe ihm doch gesagt, lass uns für eine Zeit lang zu meinen Eltern nach Prag ziehen, weg von hier, dann sehen wir weiter.*

Sie war sicher, dass Papa zurückkommen würde. Dass es sich um einen Irrtum handelte. Am meisten kränkte sie, dass Papa nicht mit einem Personenwagen abgeholt wurde, sondern dass er auf die klapprige Ladefläche zu den anderen musste. Und dass man ihm rabiät die Armbinde herunterriss, die er sich eilig übergestülpt hatte.

Seitdem habe ich ihn nicht wiedergesehen. Nie wieder. Jetzt kann ich seinen Hut anfassen.

Heiße Linsensuppe

Die Tür rechts führt ins Esszimmer und in die Küche. Ich spüre, wie es mir kalt den Rücken herunterläuft. Wie wenn Mama sanft mit den Fingern meine Wirbelsäule entlangtrommelte. Von oben bis unten. Von oben bis unten.

»Sitz gerade, sonst siehst du bald aus wie ein Fragezeichen.«

Meine ältere Schwester blinzelte mir verschwörerisch zu, *das gibt sich, hab ich schon alles hinter mir.* Mein Bruder grinste, *bei unserem kleinen Liebling hilft nur ein Puff in den Rücken.*

Ich halte die zweite Klinke von meinem Zuhause fest. Brauche lange, bis ich sie drücke.

Im Kopf die letzte, unerträglich letzte Hoffnung, dass alle am Tisch sitzen. Dass sie nur noch auf mich warten,

auf mich, die sich verspätet hat. Weg gewesen ist. In eine schwarze Grube gefallen und wieder herausgekommen ist. Und mit zerschundenen Händen in eine Welt zurückkehrt, die vorübergehend von einem niederträchtigen Albtraum zugedeckt worden war. Ich öffne die Tür einen Spaltbreit, ab sofort werde ich immer nur gerade sitzen, wie ein Lineal, versprochen, Mama, versprochen, wenn du nur hier bist, ich bin anders geworden, fast erwachsen, nein, ich bin erwachsen geworden, alle meine Kinderworte sind auseinandergestoben, sie sind verloren gegangen, und meine Haut ist runzelig. Lieber Gott, bitte, gib, dass sie alle da sind, dass sie da sitzen und lächeln, dass sie kichern und wiehern, dass sie sich kringeln und kugeln vor Lachen. Weil sie mich an der Nase herumgeführt haben. Weil ich in diesem brutalen Spiel bestanden habe. Weil wir leben. Am Leben sind.

Während ich die Durchgangstür öffne, zähle ich bis sieben. Meine Glückszahl.

Im Esszimmer steht tatsächlich jemand.

Vor Erleichterung atme ich tief aus, am liebsten würde ich loslaufen, Zuflucht suchen an weiblicher Brust. Aber etwas lässt meine Beine steif werden. Die Vorsicht. Mein neu erworbener Instinkt. Es riecht hier anders.

Da steht jemand. Aber es ist nicht Mama. Auch nicht unsere Köchin. Und meine Schwester ist es auch nicht.

Eine fremde FRAU.

Eine junge, erschrockene FRAU mit gerundetem Bauch. Sie hat eine Schürze um. Mit unserer Suppenkelle schöpft sie einem am Tisch sitzenden Mann eine heiße Linsensuppe auf. Die Suppe ist mit Bohnen und Graupen verdickt. Die FRAU füllt sie in den Blütenkelch des Tellers. Ein Teller aus unserem blau gemusterten Tafelgeschirr. Das Muster hat Mama für die Wiener Porzellanmanufaktur entworfen.

Alle drei erstarren wir.

Der Mann wischt sich nervös den Mund ab. Mit dem Handrücken.

»Was willst du hier? Kannst du nicht anklopfen?«

»Anklopfen? Wieso?«

Schon wieder steht mir das Wasser in den Augen; ich schlucke es hinunter, rufe die Tränen, die sich an die Startlinie drängen, zurück, komme ihnen mit meiner Stimme zuvor.

»Ich wohne hier. Ich bin Gita. Gita Lauschmannová. Mein Vater hatte das erste Motorrad hier in der Gegend und hat immer in dem Ledersessel gesessen, da hinter Ihnen in der Ecke.«

Was für einen Unsinn ich erzähle. Aber besser lange Reden schwingen, als in Tränen auszubrechen.

Die beiden zucken zusammen. Keine Freude, kein Lächeln, kein Jubeln. Nichts. Keiner fordert mich auf, Platz zu nehmen. Keiner schiebt meinem knurrenden Magen einen randvollen Teller zu. Nichts von alledem.

Ich bin müde, aufgeregt und überspannt. Ich will es hinter mir haben. Mich ins Bett fallen lassen, mich auf dem weißen Laken ausstrecken. Am liebsten würde ich einen spitzen Schrei von mir geben, mit gespreizten Fingern kreischen. Ich bin doch Gita Lauschmannová! Die Tochter eines Mannes, der vom Wind verweht wurde. Bevor er das Gasbad betreten hat, soll er den imaginären Hut gelüpft und einen älteren Mann vorgelassen haben, *nach Ihnen, verehrter Herr!* Ich bin Gita Lauschmannová! Die Tochter einer gebildeten und großstädtisch erzogenen Mutter, die das Odeur der europäischen Kaffeehäuser verströmte und sich hier nur so schwer eingewöhnen konnte. Deswegen hat Papa ihr diese lang gezogene Villa gebaut. Im Dorf nannte man den prunkvollen Bau mit verschämtem Neid das Schlösschen. Ich bin Gita Lauschmannová! Die Toch-

ter eines Mannes, der nichts als Arbeit kannte und der die meisten schmutzigen Taugenichtse aus dem Umkreis mit Lohn und Brot versorgte. Wer hat euch eigentlich erlaubt, hier herumzulümmeln, eure verschwitzten Hintern auf unseren Stühlen zu wetzen? Ich bin Gita Lauschmannová, am besten packt ihr also ganz schnell eure Siebensachen und verschwindet!

Nichts davon sage ich. Ich schreie innerlich. Ich komme von *dort* angefüllt mit einer Scham zurück, die alle Ansprüche fragwürdig macht. Egal, auf was.

Sogar auf die Luft, die ich atme.

»Na und?«

Der Mann hat sich als Erster gefasst.

»Ich ... Ich bin Gita Lauschmannová. Das ist unser Haus. Ich bin zurückgekommen.«

Ich muss hier weg. Das habe ich jetzt verstanden. Bin entsprechend abgerichtet. Geübt im Gefahr-Wittern. Als sich der Mann plötzlich aufrichtet, ist alles klar. Er steht so abrupt auf, dass die dickflüssige braune Suppe in Bewegung gerät. Sie schwappt auf unsere handgestickte schneeweiße Tischdecke. Alles ist in dem Augenblick klar, als die FRAU blass wird, die Schöpfkelle wie in Trance in die schneeweiße Suppenschüssel mit dem Fries aus Jugendstilmotiven zurücksinken lässt und mit dünner Stimme sagt:

»Nein, nicht schon wieder.«

Der Mann misst mich mit dem Blick, seine Worte richtet er an seine Frau.

»Ist nicht zu fassen. Wann geben diese Gauner endlich Ruhe?«

Sie müssen mich mit jemandem verwechselt haben. Der Rest der Suppe schaukelt, die braune Masse setzt sich am Grund des Tellers ab, fließt in den Trog zurück, die bauchige Schüssel dampft, der Arm des Mannes ist mit schwarzen

Haaren bewachsen und stark, er könnte mir glatt mit dem glänzenden Löffel eins auf die Stirn verpassen, mich kraftvoll an meinem nachwachsenden Haarschopf packen, meinen Kopf schütteln und in das heiße Schlammbad drücken. Wie in einen Abort. Ich renne los, an Papas Hut vorbei und durch die hölzerne Eingangstür nach draußen, ich hechte in Richtung der Wirtschaftsgebäude, instinktiv suche ich nach einem sicheren Versteck, wäge meine Chancen ab. Der Selbsterhaltungstrieb. *Dort* entdeckt.

Ich stürme in den Holzschuppen, suche Zuflucht vor der klebrigen braunen Masse mit den zerkochten Knöpfen. Ich falle in den Schuppen hinein, in dem wir als Kinder gespielt haben. Ich verstecke mich in dem baufälligen Schuppen, den Papa abzureißen plante. An seiner Stelle wollte er ein großes Museum bauen. Ich sacke zusammen, gehe in die Hocke. Dieses Frösteln. Wie ich es hasse. Mein Kopf schwirrt. Ich lege ihn auf meine Knie. Auf dem festgetretenen Lehmbo-den buckelt eine behaarte Raupe. Dann schnellt sie nach vorne. Und wieder krümmt sie sich. Hört nicht auf.

Was ist hier los, zum Teufel? Warum und vor wem verstecke ich mich? Vor einer Suppenkelle in der falschen Hand? Habe ich mich vielleicht im Dorf geirrt? Ich bleibe, bis ich einen klaren Gedanken fassen kann. Bis das Dröhnen im Kopf aufgehört hat. Mein Herz findet nur ungern in den alten Rhythmus zurück, es möchte nach draußen, sich donnernd durch die Brust nach außen schlagen.

Deckel auf den Topf

Ich hebe meinen Kopf, der zwischen meine Knie gesunken war. Hauptsache, atmen, das Atmen nicht vergessen. Vor meinen Augen Dutzende aufgerichtete, schwarz behaarte Raupen. Ein Blitzlichtregen von erstarrten Bildern. Fotos,

im Hirn eingraviert. Das erste Blitzlicht. Rosalie, in Spitzen versunken, thront auf einem hohen Kinderstuhl mit runder Rückenlehne. Aus dem weichen, süßen Fleisch der Torte ragt eine einsame rote Kerze. Den Stuhl hat Papa selbst gebaut. Zu Rosalies Geburtstag. Er hat ihn weiß angestrichen, mit dickflüssigem Zuckerguss überzogen. Die Rückenlehne angeschraubt; das gewellte blaue Kissen von Mama machte sie weicher, sie hat es mit roten Schnürchen festgebunden. Auf die kleine Tischplatte haben sie gemeinsam einen braunen Bären mit weit aufgerissenen Augen gemalt. Dieser blauäugige Bär jagte mir immer Angst ein. Bis ich lernte, ihn mit Essensresten zu verschmieren. Eine unendliche Flut von Blitzlichtern. Für Rosalie stecken bereits zwei Kerzen in der Torte. Drei. Dann kommen Adolfs Tortenblitze, Rosalie passt nicht mehr in das Stühlchen. Der Bär schaut jetzt Adin zu. Bis auch der Körper meines Bruders sich ausdehnt und den Bärenthron dem jüngsten Esser übergibt.

Mein erster Schnitt mitten durch die Tortenmasse, Mutter hat sie mit süßen Schokoladeraspeln verziert. Tief in mir eine lustvolle Erinnerung, meine Fäustchen trommeln auf die weiche Creme, meine Finger zermanschen das glitschige Zeug, ich versuche die nach Schokolade schmeckende Köstlichkeit in meinen Mund zu bringen. An meinem Gaumen spüre ich einen süßen Schauer.

In diesem *Futterhocker*, wie unsere Hebamme, die Klatschbase Drbavá, kichernd den Stuhl nannte, haben wir unsere Kindheit verbracht. Die kleine Tischplatte mit dem starrenden Bären, der keine Schwindelei zuließ. *Der Teddy passt auf, ob alles aufgegessen wird, ich brauch ihn nur zu fragen, er sagt mir alles. Verräter-Bär*, blödelte Adin herum, *Bärenpetze, Bärennenunziant*.

Ein ganz frisches Blitzlicht aus dem Familienalbum. Ich, in einem dreckigen Schuppen, hocke auf dem Boden. In der

Ecke, auf einem niedrigen Regal mit zerbrochenen Brettern, liegt er. Achtlos hingeworfen. Unser weißer Kinderstuhl, von dem die Farbe abgeblättert ist. Ich überwinde mein Verlangen, ihn auf den festgestampften Boden zu stellen. Mich hineinzuzwängen. Heute würde ich meinen ausgemergelten Körper ohne Weiteres durch das Oval hindurchquetschen. Ich bezwinde meine Sehnsucht nach den alten Zeiten. Danach, mich ins Früher zu flüchten. In der Höhe mit den Füßen zu schlenkern, die Finger in die weit aufgerissenen Bärenaugen zu bohren.

Angst vorm Abgleiten in den Wahn, vielleicht wabert hier ja das Bärenphantom durch die Luft. Ein matter Rest des vorabendlichen Lichts fällt auf den umgekippten Kinderstuhl, ein Sonnenstrahl, der von irgendwo oben kommt, der sich durch ein Loch im Dach gezwängt hat. Er tastet den Stuhl ab, genauso ungläubig wie ich, spießt den geweiteten Augapfel des Bären auf, mit letzter Kraft küsst er das Stühlchen ab, bis er selbst ganz schwach wird, bis ihm die Dämmerung einen dunklen Mantel überwirft. Den er nicht mehr durchdringt.

Nach den dünnen Holzbeinen greifen. Sie festhalten, so fest ich kann. Um zu beweisen, dass ich zu Hause bin. Um zu beweisen, dass ich nicht wahnsinnig geworden bin. Um zu beweisen, dass ich hierher gehöre. Wie ein Deckel auf den Topf.

Das Familienalbum in meinem Kopf wird durch Geschrei zerstoßen. Und schweres Getrampel. Ein ungewöhnliches Indianergeheul. Ein ungewöhnlicher Trubel. Früher war unser Dorf so still. Wenn wir um den runden Tisch beim Essen saßen, hörte sich jedes Schlucken wie ein mächtiger Platsch an. Man hörte den Suppenlöffel durch die Luft surren. Auf einmal geht mir ein Licht auf, endlich haben sich meine Gedanken verzahnt. Sie versammeln sich, um mich



Radka Denemarková

Ein herrlicher Flecken Erde

Roman

Taschenbuch, Broschur, 304 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74671-2

btb

Erscheinungstermin: Februar 2014

Eine mutige Auseinandersetzung mit der deutsch-tschechischen Nachkriegsgeschichte

Gita will nur noch nach Hause – unter die warme Zudecke, den vertrauten Geruch ihres Elternhauses aufnehmen, die Schrecken des Konzentrationslagers vergessen. Doch als die Sechzehnjährige 1945 nach Kriegsende nach Hause ins tschechische Puklice kommt, wohnen Fremde in der Villa ihrer Familie. Gita wird vertrieben, als Staatsfeindin und Nazikollaborateurin verjagt. Erst 60 Jahre später kehrt sie zurück – und fordert Gerechtigkeit.



[Der Titel im Katalog](#)